WIR FREUD-SCHÜLER

VON

THEODOR REIK

A. W. SIJTHOFF'S UITGEVERSMIJ N.V. LEIDEN



WIR FREUD-SCHÜLER

WIR FREUD-SCHÜLER

VON

THEODOR REIK

LEIDEN 1936
A. W. SIJTHOFF'S UITGEVERSMAATSCHAPPIJ N.V.

INHALT:

NACHDENKLICHE GRATULATION

(ZUM 80. GEBURTSTAGE SIGMUND FREUDS AM 6. MAI 1936)

I

Ist es nicht gewagt, in unserer Zeit, in der sich so viele der besten Geister stürmisch zum Kollektivismus bekennen, daran zu erinnern, daß Einsamkeit und Gemeinsamkeit keine absoluten Gegensätze sind? Wer immer im Geistigen produktiv sein will, muß sich einem eigenartigen Rhythmus unterwerfen: er hat sich von den Menschen zurückzuziehen und er muß zu ihnen zurückkehren. Nur die Einsamkeit gestattet das geistige Schaffen. Wer immer zu den anderen geht, wird nicht zu sich selbst kommen. Solcher Notwendigkeit des Einsamseins und Einsambleibens widerspricht die Forderung der Gemeinsamkeit nur scheinbar: wer immer auf Menschen wirken will, braucht sie, muß ihre Sprache sprechen, kann ihrer Teilnahme nicht entraten.

Es gibt auf diesen Wegen allerlei Gefahren: manchem wird die Gemeinsamkeit zur Fessel und manchem die Einsamkeit zum Verhängnis. Manche können den Weg in die Stille nicht finden und manche nicht mehr den Rückweg von dort zu den Menschen.

Manche werden vom Geräusch der Umwelt so betäubt, daß sie die eigene innere Stimme nicht mehr hören können, und manche hören nur mehr diese und sind der Welt abhanden gekommen.

Zwischen diesen beiden Polen der Einsamkeit und Gemeinsamkeit schwankt das Leben jedes freien, produktiven Geistes. Er darf nicht nur für die Anderen leben — etwas treibt ihn in die Einsamkeit zurück. Er darf nicht nur sich selbst leben — etwas treibt ihn zu den Anderen zurück.

Früh schon hat uns die Psychoanalyse ein ausgezeichnetes Beispiel der Wirkung eines solchen Rhythmus verstehen gelernt: beim Dichter. Der Dichter, der sich enttäuscht von der Realität zurückzieht, sucht den Rückweg zu den Menschen gerade mit Hilfe seines Werkes. Dieses Werk aber erfüllt nicht nur die heimlichen Wünsche seines Schöpfers, sondern — unähnlich dem Wirken Jehovahs — auch die seiner Geschöpfe, ja aller Personen, die sich mit diesen identifizieren können.

Anders das Werk des Forschers: was er aus seiner Einsamkeit nach Hause bringt, beschwichtigt zunächst nicht die Begierden, befriedigt nicht die Bedürfnisse der Vielen, weist nicht jene rasche und vielfältige Wunscherfüllung auf, die der Kunst eigen ist. Es befriedigt freilich das Kausalbedürfnis, aber dieses ist bei den Menschen nicht sehr stark ausgebildet. Während heftige und ungestüme Wünsche in allen leben, ist

Verstand stets nur bei wenigen gewesen. Bringt so der Forscher nicht häufig die Genugtuung, alte Wünsche zu erfüllen, so macht sich mancher Forscher noch unbeliebt, indem er den Wert solcher Wünsche in Zweifel zieht, alte, liebe Illusionen zerstört. Indem er unbefangen seine Ergebnisse mitteilt, hat er oft nicht Bedacht darauf genommen, daß so vielen seiner Zeitgenossen eine Taube auf dem Dache noch immer lieber ist als ein Spatz in der Hand. Wer aber so wenig Achtung vor der Tatsache zeigt, daß die Anschauungen der Menschen meistens mit ihren Wünschen übereinstimmen, muß auf Ablehnung und auf erbitterte Verhöhnung gefaßt sein.

Man versichert uns nun oft, daß alles Glück in der Masse beschlossen ist. Es ist gewiß nicht wahr. Auch die Einsamkeit hat ihre großen Glücksmöglichkeiten. („Laß dies Herz alleine haben seine Wonne, seine Pein.“) Dennoch drängt auch dieses Glück zur Mitteilung. Wie stark muß dieser Drang bei manchen gewesen sein, wenn sie des Unwillens, des Hohnes nicht achteten, wie übermächtig muß die Stimme des eigenen Innern geklungen haben, wenn sie solange keines Echos bedurfte!

Hier scheint mir eine Einsicht zu winken, die tiefer führt als die Nietzsches, daß alle Lust Ewigkeit will. Mag sich das Kind und der Wilde sowie derjenige, der infolge seelischer Erkrankung in jene frühen Entwicklungsstufen zurückgekehrt ist, noch mit einsamen

Vergnügungen genug sein lassen, in späteren Entwicklungsphasen gilt doch der Satz : alle Lust will Gemeinsamkeit.

II

Der 80. Geburtstag Freuds ist, sollte man meinen, gewiß eine geeignete Gelegenheit für uns, seine Schüler, die wir uns als Avantgarde einer neuen Wissenschaft fühlen, in der Arbeit eine Weile innezuhalten und uns zu besinnen, was uns der Mann und was uns sein Werk bedeutet. In der Arbeit innezuhalten, uns zu besinnen? Nein, solche Unterbrechung ist nicht gerechtfertigt, solche Besinnung überflüssig, da gerade unsere Arbeit jeden Tag und jede Stunde von ihm ihren Sinn erhält. Die Kulturwelt aber, die sich besinnen müßte, hat auch noch nicht entfernt erkannt, was sie der Leistung dieses Einzigartigen verdankt.

„O Freunde," singt nach dem brausenden Presto der IX. Symphonie jene Stimme, „o Freunde, nicht diese Töne!" Auch wir wollen angenehmere anstimmen und freudenvollere, denn wir wollen heute unsere Glückwünsche mit denen so vieler anderer vereinigen. Während wir noch nach einer „artigen" Form für sie suchen, müssen wir daran denken, daß auch solche Glückwünsche — psychoanalytisch gesprochen — einen Ausdruck jenes primitiven Glaubens an die Allmacht der Gedanken darstellen, jenes Glaubens, dem

der Mensch so schwer entwächst. Wenn wir jemandem zu seinem Geburtstag Glück, Gesundheit, langes Leben wünschen, ist da nicht jedes Wort, das wir sagen oder schreiben, Zeugnis unseres unbewußten Aberglaubens, als könnten unsere armseligen Wünsche das Schicksal in bestimmte Richtungen lenken? Wir haben gerade durch Freud gelernt, diesen Allmachtsglauben psychologisch zu verstehen und wollen nicht einmal bei so verführerischem Anlaß leichtsinnig oder leichtherzig in alte Denkgewohnheiten zurückgleiten. Gewiß, eine Geburtstagsfeier bietet ebenso gut wie ein anderes Fest eine vorzügliche Gelegenheit, Dummheiten zu sagen, aber wer die wissenschaftliche Literatur aufmerksam verfolgt hat, weiß, daß es dazu keiner besonderen Gelegenheit bedarf.

Man wird hier vielleicht einwerfen, die Dinge so betrachten, heiße sie zu genau betrachten. Ein Glückwunsch zum Geburtstag, wird man sagen, sei einfach der Ausdruck freundlicher Gefühle. Wir würden das gerne gelten lassen, aber warum soll sich ein solcher Ausdruck gerade in die Form eines Glückwunsches kleiden?

Fragen solcher Art mögen uns Erwachsenen, die wir dachten, über den Glauben an die magische Kraft von Wünschen erhaben zu sein, ferne liegen, indessen beschäftigen sich Kinder in jener besonderen Art der Nachdenklichkeit, die ihnen eignet, nicht selten mit ihnen. Einem kleinen Jungen, mit dem ich gerne plau-

derte, konnte man es schwer begreiflich machen, warum man Leuten zum Geburtstag Glück wünschen solle. Er meinte, es sei doch kein Anlaß für den Betreffenden, sich zu freuen. Er wollte wissen, warum man bei diesem Anlasse nicht eher den Eltern und den Freunden des Geburtstagskindes gratuliere. Mit jener unerbittlichen logischen Konsequenz, in der Kinder manchmal die Philosophen des Neu-Kantianismus übertreffen, erinnerte er daran, daß man ihm erzählt habe, wie sehr seine eigenen Eltern sich damals, an seinem wirklichen Geburtstage, gefreut hätten.

Ich meine, wenn eine Gratulation wirklich nur der Ausdruck freundlicher oder freudiger Gefühle ist, hat der Kleine recht, wenn er sagt, die Verwandten und Freunde würden bei der Wiederkehr jenes Tages eher Anlaß zur Freude haben als der Gefeierte. An diesem Punkte aber dürfen wir zu dem früher Gesagten zurückkehren: erst mittelbar wird auch dem Geeehrten dieser Tag zum Festtag. Die Freude der Anderen zeigt, wie sehr er geschätzt und geliebt wird, bezeugt ihm, wie hoch man seine Leistung wertet, wie viel auch er von der „großen Schuld der Zeiten“ abgezahlt hat; solche Freude der Anderen wandelt sich zur edelsten Form der eigenen Freude, zum Gefühl der Genugtuung, das gewiß nicht für alles, doch für manches Leid entschädigt.

Es entspricht sicherlich mehr der Tradition, dem Geburtstagskinde zu versichern, daß man ihm Zufrie-

denheit, Glück und Erfolg wünscht. Wir aber, die wir nicht mehr an die Allmacht der Gedanken glauben, ziehen es vor, heute zu sagen, daß das Leben Freuds, welches das achte Jahrzehnt erreicht hat, ein Segen war, dass sein Wirken für so viele Bewältigung und Beschwichtigung von Leid, für andere das Glück ungeahnter Klarheit bedeutete.

In diesem Sinne wollen wir, statt die üblichen Glückwünsche herzuleiern, mit analytischer Aufrichtigkeit sagen: wir gratulieren u n s herzlich zu Freuds 80. Geburtstag.

WIR FREUD-SCHÜLER

I

Während die Fachgenossen nun — wenngleich mit Einschränkungen — die Bedeutung Freuds anerkennen, hat die Bezeichnung Freud-Schüler bei ihnen noch nimmer den Charakter eines Epitheton desornans. Ja — merkwürdig genug — die Anerkennung Freuds hat den Begriff diskreditieren geholfen. Freud-Schüler: das heißt noch immer eine seltsame Mischung von Fanatismus und Verstiegenheit, Abwegigkeit und intellektueller Verbohrtheit. Während Freud vorsichtig ist, sind seine Schüler verwegen; während seine Anschauungen von einschneidender Bedeutung sind, sind die ihren völlig wertlos und nicht ernst zu nehmen, lächerlich abstrus und einseitig, übertrieben und phantastisch. Nun ist es gewiß noch keinem Schüler Freuds eingefallen, sich mit ihm in eine Linie stellen zu wollen, aber es ist auch höchst unwahrscheinlich, daß sich die Schülerschar gerade dieses akademischen Lehrers aus Phantasten und intellektuellen Mittelmäßigkeiten, die sich um einen hervorragenden Geist sammeln, rekrutieren sollte. Und wieso kommt es denn, daß der eine oder der andere von

diesen Schülern, wenn er sich später von den Anschauungen seines Lehrers entfernt hat, eine solche Beurteilung nicht mehr erfährt? Wieso kommt es, daß man, wenn man einmal Freud-Schüler war, es aber nicht mehr ist, wenn man natürlich die Bedeutung Freuds noch immer anerkennt, aber natürlich auch von der Begrenztheit seiner Ansichten spricht, wenn man sagt, dieser Teil seiner Lehre sei übertrieben, jener beruhe auf einem Mißverständnis oder einer ungerechtfertigt einseitigen Anschauung des menschlichen Seelenlebens, diese seine Ansicht sei mehr geistreich als zutreffend oder widerspreche der klinischen Erfahrung — wieso kommt es, frage ich, daß man bei solcher veränderter Perspektive von den Kritikern sogleich eine bessere Zensur erhält? Ist man da plötzlich einsichtsvoller und klüger, ein Weiser geworden? Man braucht kein Analytiker zu sein, um zu verstehen, daß solche Beurteilung der Freud-Schüler en bloc in erster Linie von uneingestandenen Affekten geleitet wird, und man braucht kein Analytiker zu sein, um zu erkennen, von welchen Affekten. Die Beobachtung des Alltags zeigt deutlich genug ähnliche Phänomene. Jedermann weiß, daß manche Ehefrau, mancher Ehemann in einem Zerwürfnis mit dem Partner dessen Verwandte oder Freunde heruntersetzt und beschimpft, während man ihn selbst aus dem Spiele läßt, und die unfehlbar affektive Wirkung eines solchen Seitenhiebes beweist, wem er eigentlich gegolten hat. Es ist vorsichtig, dem Land-

frieden in der Ehe nicht zu trauen, solange es in jenem besonderen Tonfalle heißt: „D e i n e Mutter . . . . .“ oder „D e i n e Freunde . . . .“

Es will uns scheinen, daß die Bewunderung und Anerkennung Freuds keine aufrichtige sein kann, solange man für alle seine Mitarbeiter und Schüler nur diese abfällige, ja verächtliche Beurteilung übrig hat. Wie, Freud ist ein Genie, sein Werk nicht vergänglich ,die von ihm geschaffene Psychoanalyse eine umwälzende wissenschaftliche Leistung, die Bücher seiner Schüler aber sind phantastisch und abstrus, ihre Resultate höchst unzuverlässig und an den Haaren herbeigezogen? Nun, es wäre verständlich, daß sich ein Genie die Gefolgschaft mittelmäßiger oder dummer Anhänger widerwillig gefallen ließe, aber wie ist es zu erklären, wie ist es mit einem so scharfsinnigen Geiste zu vereinbaren, daß er viele seiner Schüler in seinen Werken anführt und als seine erfolgreichen Mitarbeiter anerkennt, daß er ihre Bemühungen schätzt? Wie, daß er anerkennt, diese Arbeit eines seiner Schüler habe etwa seine eigene Ansicht korrigieren geholfen, jene bedeute einen wichtigen Beitrag zur Lösung eines Problems, eine andere einen wissenschaftlichen Fortschritt? Ist es möglich, daß sich der Schöpfer der Analyse gerade auf seinem eigenen Gebiete als so wenig urteilsfähig erweist? Ist es nicht so, daß dieses demonstrative Hervorheben eines Abstandes, den bisher niemand geleugnet hat, einen verborgenen Sinn verrät? Und daß dieser

Sinn erkennbarer wird, wenn man beachtet, daß es dieselben oder ähnliche Adjektiva sind, die früher dem Werke des Lehrers, jetzt dem der Schüler gelten? Auch der angestrebte Nebenerfolg so merkwürdiger Komplimente für Freud ist uns nicht entgangen: die Psychoanalyse sollte mehr als das gewiß geniale System eines Einzelnen denn als eine objektiv nachweisbare Wissenschaft erscheinen. Sie würde so für immer auf die Leistung dieses Einen beschränkt bleiben.

Man sage nicht, dies alles sei pro domo gesprochen. Wir leugnen das nicht. Wenn wir hier aber von unserem persönlichen Standpunkt sprechen, sprechen wir deshalb weniger vom sachlichen? Und liegt uns die Sache weniger am Herzen, weil wir sie zu der unsrigen gemacht haben?

Wir haben sie aber zu der unsrigen gemacht, haben uns zu ihr bekannt, als es noch höchst unliebsam und höchst unbequem war, haben ihre Entwicklung vor ihren Feinden und, was oft so viel schwieriger war, vor ihren Freunden beschützt. Das war gewiß kein Verdienst, es war innere Notwendigkeit, war uns Pflicht und Ruhm zugleich.

II

Es ist noch nicht lange her, daß man die Psychoanalytiker eine Sekte genannt hat. Aber auch heute wirft man ihnen vor, wie autoritätsgläubig, wie einseitig

starr, wie dogmatisch gebunden sie ihrem Lehrer durch dick und dünn folgen. Wir waren indessen nicht blind gegen Fehler und nicht gegen Fehlendes. Unsere Bewunderung für das Werk, unsere Liebe für den Mann haben Kritik im Einzelnen nicht ausgeschlossen. Sie liessen es indessen ausgeschlossen erscheinen, dass diese Kritik anders geübt werde als mit gezogenem Hut. Freud-Schüler, das galt als Bezeichnung für eine unduldsame und unbelehrbare Haltung in psychologicis. Dieselben Schüler, die so weit über die Anschauungen Freuds hinausgegangen sind, sie bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, sie ins Bizarre und Lächerliche weitergeführt haben, seien nichts als der völlig getreue Abklatsch ihres Lehrers; ihre Bücher, die von denen Freuds so weit abweichen, nichts als ermüdende Wiederholungen des von ihm Gesagten. Sie, diese vielgescholtenen Schüler, die auch nicht einen Zug mit ihn gemeinsam haben, verhalten sich angeblich zu ihm wie sklavisch getreue Kopien zum Original. Ach, es hat Gott gefallen, die Welt voll Widersprüchen zu schaffen!

Die Erklärung dieses Mangels an gedanklicher Selbständigkeit, dieses Fehlens jeder Originalität, jeder intellektuellen Freiheit bei den Schülern Freuds liegt — so wurde uns unlängst gesagt — in der Identifizierung mit dem Lehrer. Indem man dies ausspricht, meint man, etwas sehr Aufschlußreiches, ja Entscheidendes vorgebracht zu haben. Man sagt dies so, als wäre es

etwas unerhört Neues und völlig Unbekanntes, daß sich etwa die Assistenten einer Klinik mit dem Professor identifizieren.

Gewiß, wir identifizieren uns mit unserem Lehrer — man möchte fragen: was denn sollen wir mit ihm tun? Aber das Wesen des Identifizierungsvorganges ist keineswegs so einfach wie es dem Laien — und dazu rechne ich jene Kritiker, die so leichtfertig mit analytischen Begriffen schalten — erscheinen mag. Vor allem: es gibt verschiedene Arten von Identifizierung. Es handelt sich ferner um einen organischen Prozeß, der vom bewußten Willen fast unabhängig ist. Der Vorgang ist nicht eindeutig von zärtlichen Regungen geführt. Auch feindliche und aufrührerische Tendenzen haben am Zustandekommen der Identifizierung einen bestimmten Anteil. Jede Identifizierung ist partiell und es ist gewiß sehr bezeichnend für den Einzelnen, in welcher Art und in welcher Richtung er sich mit einer anderen Person identifiziert. Es ist auch keineswegs gleichgültig, wann, in welchem Abschnitte der individuellen Entwicklung ein Prozeß dieser Art einsetzt. Die Triebanlagen und die Erlebnisse des Einzelnen werden für die Art und das Ausmaß des Vorganges entscheidend sein. Schließlich ist es natürlich kein Zufall, mit wem man sich identifiziert. Gewisse psychische Voraussetzungen sind unerläßlich und handelte es sich auch nur um einen seelischen Anspruch, um eine seelische Möglichkeit.

Wie man weiß, kann man die Psychoanalyse nicht aus Büchern lernen. Tiefer noch und mit größerem Rechte als auf anderen Gebieten besteht auf diesem die Forderung, eine Erkenntnis zu erwerben, um sie zu besitzen. Dieses allmähliche Erkennen seelischer Zusammenhänge unter ständiger Einsicht in das Spiel der Kräfte, die sich solchem Erkennen entgegenstellen, dieses langsame und keineswegs bequeme Erwerben eines Verständnisses, das umso resistenter ist, je tiefer die angerührten seelischen Schichten sind, es stellt selbst ein Stück Schicksalsgemeinschaft dar, da auch unsere Erkenntnisse und die Art, wie wir zu ihnen gelangen, zu unserem Schicksal gehören. Alle Einschränkungen anerkannt, bei Beobachtung aller notwendigen Distanz: man gleicht dem Geist, den man begreift. Es kommt eben auf die Tiefe und die Nachhaltigkeit dieses Begreifens an.

Die beste — analytisch die einzige — Art des Begreifens der Tiefenpsychologie ist aber das eigene Erleben. Die Psychoanalyse ist ein organischer Prozeß, der, einmal bis zu einer bestimmten Tiefendimension vorgedrungen, nicht mehr willkürlich abgebrochen werden kann. Das Verständnis für ihn vertieft sich mit der Entfernung von ihm, erweitert sich, je mehr wir ein Stück eigenen Lebens nach seinen psychischen Voraussetzungen, seinen verborgenen Zielen regressiv erkennen lernen — auch nachdem man längst die eigene Analyse verlassen hat. Jener analytische Prozeß, der

zur Erkenntnis des Ichs führt, ist nicht mit der Beendigung einer analytischen Behandlung oder eines Lehrkurses, einer „Psychoanalyse“ abgeschlossen. Die war's nicht, der's geschah.

Die Möglichkeit der unbewußten Identifizierung wurde noch durch ein anderes Stück Schicksalsgemeinschaft verstärkt. Sie war durch die Art der Reaktionen der Umwelt gegeben, als wir versuchten, ihr eine Vorstellung von den neuen Erkenntnissen zu geben, die uns geschenkt worden waren und die wir doch erworben hatten. Sie war gegeben durch den Spott und die abfällige Kritik, die wir zu spüren bekamen, die Isolierung, in die wir uns gedrängt sahen, die Erfahrungen, die uns bestimmt waren, wenn wir an die innere Aufrichtigkeit und an den Mut der Zeitgenossen appellierten.

Wie wir dann im vertiefteren, psychologischen Verstehen der Bedingtheiten des eigenen Lebens und vieler fremder Leben die schicksalhafte Rolle der Psychoanalyse erkannten, wie wir dazu gelangten, mit dem analytischen Wissen frei zu schalten, „als wär's ein Stück von mir“, wie sich dieses Wissen immer eindringlicher als ein wesentlicher Lebensinhalt erwies, der Schmerzliches und Beruhigendes, Tragisches und Trostvolles in sich schloß, jedenfalls aber eine seltsame Klarheit über sich und die anderen schaffte — auch das erklärt die Möglichkeit einer Identifizierung. Es war die aufs Äusserste abgekürzte und abgemilderte,

sozusagen die Liliput-Ausgabe jenes fremden Erlebens, das hier zum eigenen wurde und uns manches Verschlossene im Ich verstehen lehrte. Man begreift nur den Geist, dem man gleicht, begreift ihn umso tiefer, je mehr man ihm gleicht.

Dies alles bezeichnet Züge eines anderen Charakters des unbewußten Identifizierungsvorganges, der fortschreitenden Verinnerlichung — Merkmale, die jenen großzügigen Kritikern nichts bedeuten. Von der Stufe, die Äusserlichkeiten nachahmt, führt ein langer, in seinem Hauptteile uneinsichtiger Weg zu jener anderen, in der die Ziele des „Anderen" angestrebt werden, weil sie als eigene gefühlt werden. Von der Aneignung der Art, wie er sich räuspert und wie er spuckt, geht ein Weg bis zur gleichen, unbewußten inneren Anforderung an das Ich, ein Weg, der eine seelische Entwicklung entscheidender Art bezeichnet. An seinem Ende gibt es einen Punkt, an dem die Unterscheidung, was dem Objekt der Identifizierung und was dem Ich zugehört, fast alles von ihrer Bedeutung verloren hat.

Der Talmud entscheidet, Moses sei, vom Sinai kommend, von Gottes Geist so erfüllt gewesen, daß er mit Recht den Kindern Israels hätte sagen dürfen: „Ich habe euch die Lehre gegeben." Ein chassidischer Rabbi wurde einmal von seinen Schülern, die ienen solchen Ausspruch als blasphemisch ansahen, befragt, wie diese Schriftstelle zu verstehen sei. Er antwortete mit einem schönen Gleichnis: Ein Kaufmann sollte eine Reise

machen. Er nahm sich einen Gehilfen, der ihn in der Zwischenzeit vertreten sollte, und stellte ihn in den Laden. Er selbst hielt sich zumeist in der angrenzenden Stube auf. Von da aus hörte er häufig, wie der Gehilfe einem Käufer sagte: „So billig kann es der Herr nicht geben." Der Kaufmann beschloß, er könne noch nicht auf seine Reise gehen. Im zweiten Jahr hörte er in derselben Situation den Gehilfen manchmal sagen: „So billig können wir es nicht hergeben." Noch immer meinte der Kaufmann, seine Reise verschieben zu müssen. Im dritten Jahr endlich hörte er aus dem Nebenzimmer, daß der Gehilfe einem Kunden sagte: „So billig kann ich es Ihnen nicht geben." Nun erst konnte er beruhigt die Reise antreten.

III

Wenn einmal eine ausführliche Biographie Freuds geschrieben sein wird, eine in die Einzelheiten gehende Geschichte seiner stummen Kämpfe und des erbitterten oder dumpfen Kampfes der Umwelt gegen die Psychoanalyse, dann wird man erkennen, daß dieses Leben ein im schönsten Sinne heroisches war, daß sein Abstand von dieser Zeit annähernd der zwischen Beethovens Eroica und einer Jazzoperette ist. Nur der geringste Teil seiner gedanklichen Arbeit liegt in den Sätzen seiner gesammelten Schriften, ihr größerer ging in den Pausen zwischen den Bemühungen am

lebendigen Objekt vor sich, bestand im Ringen um eine Wahrheit, die schwerer gefaßt und schwerer erfaßt werden konnte als andere, weil alles in uns selbst sich gegen sie sträubt, weil sich die stärksten Kräfte des Ichs gegen sie wehren, weil Erziehung und gewohnte Anschauung, Überzeugungen und Ideale ihr aufs heftigste widerstreben. Hier ist ein Heldenleben, das nicht weniger Siege kennt als das lärmendere des Krieges, das nichts Geringeres überwindet als die Tapferkeit legendärer Gestalten, die mit Riesen und Fabelgetier gekämpft haben.

Es ist heute beliebt geworden, die Haltung eines engeren, psychoanalytischen Kreises, der bekanntlich in seiner einseitigen, in wissenschaftlichen Begriffen beschränkten Einstellung verharrt, von der eines größeren Kreises von Intellektuellen, die der Analyse gegenüber eine freiere Stellung besitzen und denen sie angeblich weitere Perspektiven bedeutet, zu unterscheiden. Gewiß wird in jenen Zirkeln, die so viele lebhafte Interessen hegen, die Lebensarbeit Freuds „voll und ganz" gewürdigt, aber natürlich von einer höheren Warte aus als sie einem „Vereinsanalytiker", einem Freud-Schüler erreichbar wäre. Immerhin ist es leichter, einen Weg wie den Freuds von so hoher Warte aus voll Wertschätzung zu überschauen, als ihn mitzumarschieren. Ein Kritiker schrieb einmal über eine bestimmte Gruppe von Beethovenbiographen: „Durch Nacht zum Licht!" das kann jeder sagen".

Wir, die wir uns stolz und bescheiden Freud-Schüler nennen, glauben die Tragweite der Psychoanalyse besser zu verstehen als Andere, nicht weil wir Freud näher standen, sondern weil wir das Beste unseres eigenen Lebens derselben schweren Arbeit, derselben schweren Aufgabe widmeten. In dem immer wieder erneuten Kampf Freuds um dieses Stück Erkenntnis und in dem Kampf für diese Erkenntnis liegt eine gigantische Arbeit, deren Ausmaß, deren Mühen, deren Leid und deren Glück wir, die wir neben Freud, mit Freud gearbeitet haben, besser abschätzen können als Andere.

In diesem unablässigen Ringen ist ein Vorbild enthalten für die jetzt heranrückende Generation — soweit ihr Interesse nicht in jenem anderen Ringen zwischen vier gespannten Seilen aufgeht. Hier spricht sich eine Lehre aus, die nicht gelehrt, die nur gelebt werden kann, wie so vieles, das wir Schüler bei Freud gelernt haben, wie so vieles, das wir ihm verdanken, ohne es ihm je danken zu können.

Es ist dieselbe Lehre, die etwa vor einem Jahrhundert ein anderer Wahrheitsforscher dem Enkel als beste Einsicht seines langen Lebens zu geben hatte. Der kleine Walter von Goethe brachte an einem Apriltage des Jahres 1825 dem geliebten Großvater ein Stammbuch. Vermutlich hatte seine Mutter, die lebhafte und heitere Ottilie, den kleinen Jungen geschickt: der Allverehrte sollte auch einen Spruch zu Walters sieben-

tem Geburtstag einschreiben. Manche Dame, mancher Herr der Weimarer Hofgesellschaft hatte sich dort mit eigenen oder fremden Aussprüchen eingezeichnet. Da hatte etwa die Frau Hofmarschall von Spiegel einen jener melancholisch-geistreichelnden Sätze Jean Pauls, den sie besonders verehrte, niedergeschrieben: „Der Mensch hat hier dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er." In dem sechundsiebzigjährigen Dichter, der das Buch sinken ließ, hatte sich ein entschiedenes Widerstreben beim Lesen dieses Ausspruches geregt. Etwas in ihm sträubte sich gegen das Unwahr-Rührselige, das ihn daraus anwehte, gegen diese Art der Lebensauffassung, die den Inhalt des menschlichen Daseins in „Lächeln und Seufzen und sanftem Lieben" sah. Dem inneren Protest gegen die sentimentale Weisheit des Satzes nachgebend, griff er zur Feder. Nachdenklich und zärtlich streifte sein Blick den kleinen Jungen an seiner Seite. Und während noch das Wort Jean Pauls, die Sentenz mit der Minuteneinteilung, in ihm nachklang, schrieb er in seiner schrägen, schon ziemlich zittrigen Schrift, die etwas frei und freigebig Verströmendes hatte:

„Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ihrer tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag."

SCHÜLER ODER ZAUBERLEHRLING?

(ZUR AUSBILDUNG DES ANALYTIKERS)

I

Wir, die wir jetzt nahe den Fünfzigern sind oder sie schon überschritten haben, sind nun selbst Lehrer in der Analyse geworden, ohne aufgehört zu haben, uns als Schüler des einen Lehrers zu fühlen. Eine neue Generation von Schülern ist heraufgekommen und stellt uns vor viele und schwere Probleme.

Als wir Kinder waren, sangen wir gern ein Reigenlied:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr;
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer.
Willst du werden ein Rekrut
Merk dir dieses Liedchen gut."

In so einfacher Ausdrucksweise wurde hier gesagt, was der wichtigste Ausrüstungsbestandteil des Soldaten ist und was er im Wesentlichen zu erlernen hat. Wer dann auch als Erwachsener den wunderlichen Wunsch verspüren sollte, Soldat zu werden, würde wissen, was er am nötigsten hatte und worin seine Tätigkeit bestand. („Willst du werden ein Rekrut, merk dir

dieses Liedchen gut".) Es bestanden später auch keine Zweifel. Die Wenigen, die nicht daran glauben wollten, haben doch daran glauben müssen.

Wir sind leider nicht in der angenehmen Lage mit gleicher Präzision und Unzweideutigkeit zu sagen, was die notwendigste Ausrüstung des werdenden Analytikers ausmacht und wie seine Ausbildung vor sich gehen solle. Was braucht der Rekrut, der sich der kleinen Schar anschließt, welche unsere Bewegung bildet, am nötigsten? Und was muß er am dringendsten lernen?

Der Soldatenberuf kann so schwer nicht sein, meine ich, sonst hätten ihn nicht viele Millionen in so kurzer Zeit erlernen können. Es genügten ein paar Monate Exerzieren und Waffenüben, um ein Soldat zu sein. Wenn die Not es verlangte, genügten auch nur ein paar Wochen Drill.

In dem Beruf, den wir erwählt haben — man sollte freilich eher sagen: der uns erwählt hat — ist die Ausbildung dagegen eine langdauernde und schwierige. Ja mehr als das: sie endet nie. Die Wahrheit ist, daß noch die Meister, deren Forschungsarbeit wir bewundern, frei gestehen, daß sie noch immer Neues erfahren und lernen. Es geht den Großen der wissenschaftlichen Forschung nicht anders als denen der Kunst. Beethoven hat kurz vor seinem Tode in der Zeit der letzten Quartette das schöne Wort gesagt, erst jetzt wisse er, wie man komponieren solle.

Die jungen Schüler aus der Kompositionsklasse sind freilich von einer solchen Auffassung noch weit entfernt. Sie wissen zwar schon, wie leicht das scheinbar Schwierige sein kann. Sie wissen aber noch nicht, wie schwer das scheinbar Leichte ist. Es ist psychologisch auch nicht berechtigt, von ihnen Bescheidenheit zu verlangen. Bescheiden kann erst werden, wer Wichtiges geleistet hat. Bescheiden zu sein, lernt man erst, wenn man erkennt, daß man sich beschränken, bescheiden muß.

Immerhin, diese Schüler sind bereit, vieles zu lernen. Was kann der Lehrer ihnen geben? Folgendes: eine Unterweisung im Handwerklichen ihres Berufes und ein Vorbild. Alles andere müssen sie mitbringen und in den Kämpfen und Krämpfen des Werdenden in sich, aus sich entwickeln. Der Lehrer der Kompositionsklasse kann sie nicht komponieren lehren. Diejenigen, die, als sie eintraten, glaubten, hier würde komponieren gelehrt, müssen bald alle Hoffnung fahren lassen.

Damit habe ich, wie mir scheint, bereits gekennzeichnet, was ich von der Möglichkeit der Ausbildung in der Analyse halte. Man kann die Schüler der Ausbildungsinstitute das Handwerkmäßige der Analyse lehren und man kann ihnen ein Vorbild geben. Sonst können wir ihnen nichts zur Verfügung stellen. Tertium non datur.

Damit bin ich bei einer These angelangt, die ich in

einem Buche „Der überraschte Psychologe“ aufgestellt und dargestellt habe [1]). Sie durchzieht dieses Buch wie ein Leitmotiv und lautet: Das Wesentliche der Psychoanalyse ist nicht zu erlernen, nur zu erleben. Das bezieht sich sowohl auf ihre Technik als auch auf ihre Anschauungsweise, auf ihre therapeutische Anwendung ebenso sehr wie auf ihre psychologische Forschung. Unter dem Wesentlichen habe ich hier dasselbe verstanden, was im Beispiel des Musikschülers als die kompositorische Fähigkeit erscheint, das eigentlich Produktive, das ich vom Reproduktiven zu unterscheiden wünsche.

Anders ausgedrückt: durch Unterricht und Unterweisung, durch Bücher, Kurse und Seminare können nur die „technicalities“ des analytischen Berufes erlernt werden, das Wichtigste der Technik ist Sache des Erlebens. Das zu Erlernende gehört dem Bereich dessen an, was der Analytiker kennen muß. Das, was nur durch Erleben zu erwerben ist, wird dafür entscheidend, was er später kann.

Das zu Lernende wird z.B. durch den Unterricht in der Methode gegeben, durch Anweisungen, was der Psychoanalytiker tun soll, wie er es einzurichten hat, um sein heuristisches und therapeutisches Ziel zu erreichen und — nicht weniger wichtig — was er vermeiden, unterlassen muß, wenn er sich den Weg zu

---

[1]) Leiden 1935.

diesem Ziel nicht unnötig schwierig oder gar ungangbar machen will. Das Beherrschen des Handwerkmäßigen ist nicht nur die unerlässliche Voraussetzung der schweren Arbeit des Analytikers. Erst wenn er es sich zu eigen gemacht hat, wenn er den Bereich dieses Handwerkes bis zu seinen Grenzen kennt als sein eigenes Gebiet, darf er es wagen, es zu überschreiten. Erst wenn er ausgezeichnet Bescheid weiß über die Eigenart seiner Werkzeuge und sich in ihrem Gebrauch sehr lange geübt hat, braucht er sich sozusagen nicht mehr um sie zu bekümmern und darf sich ihrer mit der Souveränität und der Sicherheit bedienen, die nur dem Meister zusteht.

Es liegt uns sehr ferne, dieses Handwerkmäßige zu unterschätzen. Es muß aber auch als eine verborgenere Art der Unterschätzung angesehen werden, wenn man dem Handwerk Aufgaben zuweist, die es ihrer Art nach nicht zu erfüllen vermag. Man erniedrigt es, wenn man es als Handwerk nicht würdigt. Man erniedrigt es aber auch, wenn man es mit der Kunst verwechselt. Es ist noch immer besser, ein ausgezeichneter Handwerker zu bleiben als ein schlechter Künstler zu werden.

II

Wenn es wahr ist, daß sich das Wichtigste der Analyse nicht erlernen, nur erleben läßt, kann es eigentlich keinen Lehrer in der Analyse geben. Eher das, was bes-

ser und wesentlicher ist als ein solcher, nämlich: das Vorbild. Es ist schwer, darüber zu reden, wenn man nicht früher die Frage beantwortet hat: Vorbild für wen?

Hier komme ich zu einer Unterscheidung, die ich zu privatem Zwecke gemacht habe und die vielleicht nur Anspruch darauf hat, persönlich gewertet zu werden. Sie kann indessen zur Verdeutlichung gute Dienste tun. In den Kursen und Seminaren, die wir halten, sowie im persönlichen Umgang mit den jungen Menschen, die Analytiker werden wollen, glaube ich, zwei wesentliche Typen unterscheiden zu können: den Zauberlehrling und den Schüler. Gewiß, es handelt sich um eine künstlich scharfe Trennung. Die Wirklichkeit kennt nur selten so ausgeprägte Typen. Bei vielen ist manchmal schon in den Lehrjahren, öfter erst später eine Entwicklung von dem einen Typ zum anderen zu beobachten ein Reifungsprozess wie der von der Puppe zum Schmetterling. Ich fürchte, die meisten von uns sind eine Art Zauberlehrling gewesen, ehe sie zu Schülern wurden. Manche bleiben freilich Zauberlehrlinge für immer.

Was ist ein Zauberlehrling? Man weiß, die Bezeichnung stammt aus der Ballade Goethes. Der Dichter stellt da einen Lehrling vor uns hin, der das Tun des Zauberers äußerlich besonders gut nachzuahmen gelernt hat. Wenn sich dann „der alte Hexenmeister" wegbegeben hat, glaubt der Zauberlehrling, die Geister nach seinem Belieben arbeiten und wieder verschwin-

den zu lassen. Hat ihm doch der Meister gezeigt, wie man zaubert:

„Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch
Und mit Geistesstärke
Tu ich Wunder auch".

Ach, durch so mechanische Art der Beachtung der Worte und des Werkes wird niemand ein Meister und niemand ein Psychoanalytiker.

Der „Zauberlehrling" wird alles, was die Theorie der Analyse geschaffen hat und was von ihrer Praxis gesagt und geschrieben wurde, ausgezeichnet wissen. Er wird alles gelernt haben, was sich davon lernen läßt. Er wird aber nicht wissen, wieviel davon sich eben nicht lernen läßt! Wenn Begriffe fehlen, wird sich ihm ein Fachwort sicher zur rechten Zeit einstellen. Er wird auch nicht gerne bereit sein, dieses Wort aufzugeben, wenn die Gefahr droht, daß es den Geist tötet. Er wird sich später, zum Analytiker geworden, genau Rechenschaft geben, diese Regung des Analysanden gehöre dem Bereiche dieser Triebkomponente an. Er wird genau angeben können, an welchem Komplex dieser oder jener Patient „leide". Er wird vergleichsweise dem Neurotiker gegenüber jene Überlegenheit oder jene Art von mitleidiger Herablassung an den Tag legen, die etwa ein Irrenarzt vor einem Jahrhundert gegenüber einem Wahnsinnigen fühlte. (Über dem Portal einer

modernen Anstalt stehen indessen die wahren Worte: „Nicht alle, die darin sind, sind verrückt und nicht alle, die verrückt sind, sind darin“.) Er wird die Routine und Mechanik der analytischen Deutung beherrschen, aber er weiß darum doch nicht, was soll es bedeuten. Alle kleinen Geheimnisse der Sprache des Unbewußten werden ihm genau bekannt sein, aber das große Geheimnis der unbewußten Fühlersprache wird ihm nicht vertraut sein. Sicherlich wird er später kasuistische und theoretische Beiträge in den analytischen Zeitschriften schreiben, vielleicht auch Bücher veröffentlichen. Sein Stil wird freilich zeigen, daß er kein Zauberer, vielleicht nicht einmal ein Zauberlehrling ist. (Wenn es wahr ist, daß „le style c'est l'homme“ dann wird niemand zu behaupten wagen, daß die Psychologen von heute in ihrer Mehrzahl schlechte Menschen sind. Die meisten von ihnen sind im Gegenteil brave, tüchtige Leute. Man sage nicht, dass es auf solche „Aeusserlichkeiten" nicht ankommt! Die Art, seine Gedanken auszudrücken, spiegelt die Art dieser Gedanken wider. Sie wird auf dem Gebiete psychologischer Forschung kennzeichnend für das innere Gehör und das innere Gesicht.)

Der Zauberlehrling wird mit einem Wort so viel vom unbewußten Seelenleben wissen, daß er wenig mehr davon versteht. Es gehört zu seinem Kennzeichen, daß er keinerlei Respekt mehr vor den großen Gewalten der unbewußten Triebe verspürt und daß er alles weiß,

was es über das Unbewußte zu wissen gibt. Er ahnt nicht, daß man sich nicht erhöht, wenn man seinen Gegner niedrig einschätzt. Nur wer seine Macht erkennt, kann darauf hoffen, ihm den Sieg streitig zu machen.

Der Zauberlehrling glaubt, alles Unbewußte der menschlichen Seele aufklären und erklären zu können. Wenn man weiß, wie dunkel diese Tiefe noch immer ist, ja daß wir nicht hoffen dürfen, sie jemals ganz durchdringen zu können, wird man anders darüber denken. Wer eine Fackel durch die Nacht trägt, wird sich nicht einbilden, daß er die Nacht zum Tage gemacht hat. Nur wer die Ehrfurcht vor dem Nächtigen des Seelenlebens, welches das Mächtige ist, bewahrt oder wieder erworben hat, ist zum Analytiker berufen.

Der Zauberlehrling ist stolz auf die Schärfe seines Verstandes und meint, diesem suchenden Verstande sei alles Unbewußte erreichbar. Er weiß nicht, daß Schärfe der Sinne und Scharfsinn, genaue Beobachtung und untadelhafte Logik die unbewußte Phantasie nicht auszuschließen brauchen, weiß nicht oder will nicht wissen, daß sich manches nicht dem Gedanken, nur dem Einfall erschließt. Er denkt scharf und präzise über die unbewußten Vorgänge nach; er macht sich Gedanken darüber. Wozu sollte er noch Einfälle brauchen?

In eigenen, allumfassenden Bewußtseinserweiterungen ruhend und ihrer sicher, holt er aus ihr alle Gewißheiten, deren er bedarf. Er kennt natürlich aus

der analytischen Theorie den Satz, daß der Analytiker das eigene Unbewußte befragt, wenn er die unbewußten Vorgänge im Anderen verstehen will, aber er macht von diesem Satz nur theoretischen Gebrauch.

Der Zauberlehrling sieht im Lehrer nur den Lehrenden; er sieht das Cliché, nicht das Vorbild. Dieses wird ihm erst sichtbar, wenn er zum Schüler geworden ist. Ein Vorbild ist kein Muster. Man soll ihm nicht nachahmen, sondern ihm nachfolgen. Ja es ist nicht einmal notwendig, daß ein Vorbild in allem vorbildlich sei. Er mag in Werk und Leben gerne seine Schwächen und Fehler haben wie andere Menschen auch; vorbildlich soll nur seine innere Wahrhaftigkeit, die Intensität seiner Bemühung sein. Am Vorbild ist nicht nur die Klarheit, die Vernunft und die Ruhe, zu denen er vorgedrungen ist, zu erkennen und anzuerkennen, sondern auch das Dämonische, denen sie abgerungen wurden. Wer feinere Sinnesorgane hat, wird bemerken müssen, daß sich jenes tiefe Schweigen und jenes Dunkel, aus dem das Werk entsteht, noch in Spuren in ihm verrät. Wer die Athmosphäre, die um einen großen Menschen ist, nicht an meteorologischen Instrumenten ablesen will, sondern eine Witterung für sie hat, wird verspüren, daß es aus Stürmen geboren ist, auch wenn sie sich lange gelegt haben.

Am Genie ist nicht nur die Schärfe der Beobachtung, die zwingende Logik und Präzision der Wiedergabe des Gesehenen bewundernswert, sondern auch die Gabe des

instinkthaften Erkennens, die jenem dunkleren Reich angehört. Kein Künstler erreicht Rembrandt in der Strenge und Genauigkeit der Beobachtung und doch haben ihn die Franzosen einen „visionnaire“ genannt. Das Dunkel hat ihn erst die Wirkungen des Lichtes erfassen lassen. Auch von Freud gilt, was ein Maler und Kunstschriftsteller, Eugène Fromentin, einmal von Rembrandt sagte: „C'est avec de la nuit, qu'il a fait le jour“.

III

Als Schüler bezeichne ich jene, die nicht nur das Handwerk des Analytikers ergreifen wollen, sondern für welche die Betrachtungsweise der Analyse ein inneres Bedürfnis ist. Für sie bemühen wir uns am stärksten, ihnen stellen wir ein Vorbild hin. Sie werden verstehen, daß es sich um lebendige Vorbilder handelt und nicht um Panoptikumfiguren. Sie werden begreifen, daß das Vorbild weder fehlerlos noch unfehlbar sein muß, daß es nicht so sehr auf das Finden als auf das Suchen ankommt. Das Vorbild wird dann nicht als Büste auf ihrem Schrank prangen, sondern als lebendige Potenz in ihr Wirken eingehen. Was sie in der sogenannten „Lehranalyse“ gelernt haben, wird minder wichtig werden als das Erlebnis, das sie da erfahren haben. Dieses wird sich als fruchtbar erweisen, wenn es gilt, fremde Erlebnisse unter analytischen Gesichtspunkten psychologisch zu verstehen. Sie werden der

Versuchung, das Vorbild nachzuahmen, bald widerstehen können, wenn sie verspüren, daß die eigene Entwicklung, die im Zeichen der inneren Wirkung und Verarbeitung jenes Einflusses steht, wichtiger und nützlicher ist.

Für ihre Arbeit ist es nicht so notwendig, daß sich die bewußte Erinnerung an dieses Vorbild aufdrängt als daß die Gedächtnisspuren wirksam bleiben. Nicht die einzelnen Richtlinien, die der Ausbildungsanalytiker dem Schüler geben kann, werden entscheidend sein, sondern die Linie seiner Entwicklung, die für die eigene vorbildlich wurde. Gewiß, viele Worte, die der Lehrer gesagt hat, werden in der Erinnerung bleiben und gern erinnert werden. Belangreicher ist aber, was jene Worte in dem Schüler aufgeweckt haben und wozu sie ihn geführt haben. Der Schüler, der ein solches Vorbild hat, soll nicht auf die Worte des Lehrers schwören. Er soll eher den Geist, der in diesen Worten lebte, heraufbeschwören.

Der Vergleich des werdenden Analytikers mit dem Besucher der Kompositionsklasse, jener von mir am Anfang gebrauchte Vergleich mag manchem willkürlich scheinen. Er kann bei der großen Distanz, die eine wissenschaftliche Bemühung von einer künstlerischen trennt, nicht weit reichen. Immerhin ist er erlaubt, da es für den Analytiker wie für den Komponisten notwendig wird, das Tiefe und sonst schwer Erfaßbare in den seelischen Vorgängen zu hören, im Anderen und

im Ich. Wo solches Gehör nicht gut funktioniert, da wird es immer nur zu oberflächlicher Erfassung und Auffassung kommen können. In der Zurückweisung solcher Umdeutungen, als welche die Funde der Psychoanalyse etwa in der Anschauung von Jung erscheinen, hat Freud einen Satz geschrieben, der mir jetzt als Rechtfertigung des Vergleiches in Erinnerung kommt: „In Wirklichkeit hatte man aus der Symphonie des Weltgeschehens ein paar kulturelle Obertöne herausgehört und die urgewaltige Triebmelodie wieder einmal überhört."

Zum Vergleich mit der musikalischen Komposition kehre ich zurück, um ihn weiterzuführen. „Das Wichtigste der Musik steht nicht in den Noten" hat Mahler einmal bemerkt. Das Wichtigste der Psychoanalyse steht nicht in den Büchern. Es ist in den Anweisungen, die wir in Vorträgen und Seminaren geben können, ebensowenig enthalten wie in den Kursen über Harmonielehre auf unseren Konservatorien. Niemand kann Musik machen, der nicht Musik hat in sich selbst. Wo diese fehlt, nützt auch der Unterricht wenig. Es gibt wohl eine Lehranalyse; es sollte aber nur eine Ausbildungsanalyse geben, denn was gelehrt werden kann, ist nur ein Stück — und nicht das bedeutsamste — der analytischen Ausbildung. (Kann man sich vorstellen, daß es einmal „Gelehrte" auf dem Gebiet der angewandten Seelenkunde geben könnte? Nein, hier kann es nur Forscher geben.) Es gibt auch für den jungen

Analytiker, der das Gelernte und Erlebte an eigenen Fällen wiedererlernt und wiedererlebt, eine sogenannte Kontrollanalyse. Manche Kollegen ziehen die Bezeichnung Analysenkontrolle vor. Was aber kann kontrolliert werden? Etwa die Analyse? Im Wesentlichen doch nur ihre Aussenseite, das Handwerkmäßige an ihr. Ihre tiefere Schicht, ihre aufschlußreichste Seite entzieht sich jeder „Kontrolle". Ein Schlossermeister kann seinen Lehrjungen, der einen Schlüssel anfertigt, „kontrollieren"; er kann ihm zeigen, wie und wo er es falsch gemacht hat und wie er es hätte machen sollen. Das Werk eines Dichters oder das eines Musikers kann man nicht „kontrollieren". Man kann ihm gegenüber nur sagen (wenn man es sagen kann), was man beim Hören oder Lesen verspürt, welche Gedanken und Gefühle in uns wachgerufen werden. Dasselbe gilt mit einigen Einschränkungen für die heuristische und therapeutische Arbeit des Analytikers, für das Aufspüren dunkler seelischer Zusammenhänge. Was daran zu „kontrollieren" ist, ist allein die Korrektheit oder Sauberkeit des Handwerkes. Das ist das Wichtigste nicht; indessen ist es wichtig genug, um es gründlich zu lernen.

Dem Schüler in der Analyse sind Vorschriften minder nützlich als Vorbilder. Er darf sich nicht mit ihnen messen; er soll sich aber mit ihnen vergleichen. Das Messen an dem Vorbild wäre entmutigend; der Vergleich mit ihm kann ihn mutig machen.

Wir, die, zu Lehrern geworden, die Analyse noch immer als Lernende erleben, werden in der Begegnung mit ihrem Schöpfer immer einen Glücksfall unseres Lebens sehen. Unsere Arbeit wird deutlich bezeugen, daß wir Freud-Schüler waren und geblieben sind. Wir verbieten es uns aber, daß man uns in geringschätziger ironischer Einreihung Freudianer nennt.

Wir würden gerne darauf reagieren wie Schubert in einer ähnlichen Situation in einer Wiener Gesellschaft. (Wie es den Sinn immer noch nach Wien zieht!) Dem Komponisten, der die großen Meister scheu verehrte wie nur einer, wurde die damals moderne Frage vorgelegt, ob er ein Beethovenianer oder ein Mozartianer sei. Im Wiener Dialekt antwortete er: „Ich bin selber aner".

Es mag dem Lehrer mitunter schmeicheln, wenn seine Schüler stolz auf ihn sind. Wer ein wirklicher Lehrer ist, wird eher wünschen, auf die Schüler stolz sein zu können. Soll das Werk des jüngeren Arbeiters den Meister loben, ist es notwendig, daß der Schüler einmal „selber aner" werde.

FRÜHER VERÖFFENTLICHTE BÜCHER VON Dr. THEODOR REIK.

In A. W. SIJTHOFF'S UITGEVERSMAATSCHAPPIJ N.V., Leiden:

Der überraschte Psychologe. Über Erraten und Verstehen unbewußter Vorgänge.

Im INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VERLAG, Wien und Leipzig:

Das Ritual. Psychoanalytische Studien. Zweite, durchgesehene Auflage. Mit einer Vorrede von Professor SIGMUND FREUD.

Der eigene und der fremde Gott. Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung.

Wie man Psychologe wird.

Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie.

Dogma und Zwangsidee. Eine psychoanalytische Studie zur Entwicklung der Religion.

Der Schrecken und andere psychoanalytische Studien.

Warum verliess Goethe Friederike? Eine psychoanalytische Monographie.

Gebetmantel und Gebetriemen der Juden. Ein psychoanalytischer Beitrag zur hebräischen Archäologie.

Lust und Leid im Witz. Sechs psychoanalytische Studien.

Freud als Kulturkritiker. Mit einem unveröffentlichten Brief FREUDS.

Nachdenkliche Heiterkeit.
Der unbekannte Mörder. Von der Tat zum Täter.

Im R. Löwit Verlag, Leipzig und Wien:

Richard Beer—Hofmann.

Im Verlage J. C. C. Bruns in Minden:

Flaubert und seine „*Versuchung des heiligen Antonius*".
Ein Beitrag zur Künstlerpsychologie.
Arthur Schnitzler als Psychologe.

stellen, dass es seine Bedeutung dem persönlichen Verhältnis des Autors zur Psychoanalyse verdankt. Ich könnte es paradoxer auch so ausdrücken: das ganze Buch von Dr Reik ist ein glänzend gelungener Versuch für den Analytiker das Recht auf Unsicherheit zurückzufordern nachdem geringere Geister dieses Recht achtlos preisgegeben haben für Scheinsicherheit, sozusagen unfehlbare Marschrouten durch das Unbewusste und methodische Ordnung, die sich bei näherer Einsicht nur als eine Flucht in die Terminologie enthüllt .... Dieses Buch ist deshalb von so grosser Bedeutung, weil es die Überschätzung des Rationalen nur mit rationalen Mitteln bekämpft .... Ein wissenschaftlicher Geist straft hier die „bêtises" der Wissenschaft .... Zugleich bricht er mit dem Missverständnis, dass der Forscher als solcher ein beschränkter Geist sein und einen hölzernen Stil schreiben muss. Der Stil Reiks ist vor allem beweglich: die Beispiele, die er gibt, sind keine Schulmeisterexempel; sie entspringen organisch aus der Überraschung; sie sind denn auch wirklich überraschend (nicht nur imponierend).

.... Diesem dynamischen Ideal ist Dr Reik in seinem Buch treu geblieben, so sehr, dass man beinahe auf jeder Seite „überrascht" wird durch ein neues Detail, einen unerwarteten Aspekt und dass man doch die grosse Linie nie aus den Augen verliert. Darum mutet auch die gediegene Kenntnis und reiche Erfahrung niemals pedantisch oder überladen zu; Kenntnis und Erfahrung sind Mittel zum Zweck; sie stehen im Dienste einer „inneren Wahrhaftigkeit", die bereit ist, das Wort aufzugeben, wenn es den Geist töten würde. Man kann jemandem, der in das Wesen der Analyse eindringen will, aber zugleich ihren erstarrten Äusserlichkeiten gegenüber kritisch ist, kein besseres und vor allem kein bedeutenderes Buch anraten als das von Dr Reik."

WIR FREUD-SCHÜLER

VON

THEODOR REIK

A. W. SIJTHOFF'S UITGEVERS-MIJ. N.V. LEIDEN